

Johann Georg Tinius - Magister und Mörder

Wie ein hochintelligenter Schäfersohn aus Staakmühle wegen seiner Bücherleidenschaft zum Verbrecher wird

„Sehen Sie mich nicht an. An mir ist nichts Gutes, weder außen noch innen. Es ist alles schlecht, alles, alles“. Der diese Worte als 82-jähriger auf dem Sterbebett sagt, hatte als Kind und Jugendlicher wegen seiner herausragenden Intelligenz zu den allergrößten Hoffnungen Anlass gegeben. Später aber ging er als Mörder aus Leidenschaft für Bücher in die Kriminalgeschichte ein: Johann Georg Tinius.

Im Briesener Ortsteil Staakmühle kommt er zur Welt. „Ich, Johann Georg Tinius, bin der zweite Sohn von 9 Kindern ... geboren am 22. Oktober 1764 auf einem Landhaus in der Mühle bei dem Niederlausitzschen Flecken Staako“. Seine Kindheit verbringt er jedoch zum größten Teil in Groß Wasserburg. Mit 13 meldet ihn seine Mutter zur Konfirmation in Oderin an, wo der Pfarrer staunend erkennt: Der Junge lernt an einem Tag mehr als andere Kinder in vier Wochen. Er hält ihn von Gott auserwählt, soll nicht Schafherden, sondern „Menschenherden weiden“, also Pfarrer werden. Er bringt ihm Latein bei, läßt ihn auf der Schule in Luckau lernen.

Jahre später macht Tinius an der Universität zu Wittenberg sein Examen mit eins, wird Magister. Mit 34 Jahren wird er 1798 Pfarrer zu Heinrichs in Thüringen, 1809 übernimmt er das Pfarramt in Poserna bei Weißenfels. Er ist mittlerweile zum zweiten Mal verheiratet, hat vier Kinder. Mit 45 Jahren hat er alles erreicht, ist auch international als Spezialist für seltene Bücher bekannt. Doch die Liebe zu den Büchern wird sein Schicksal.

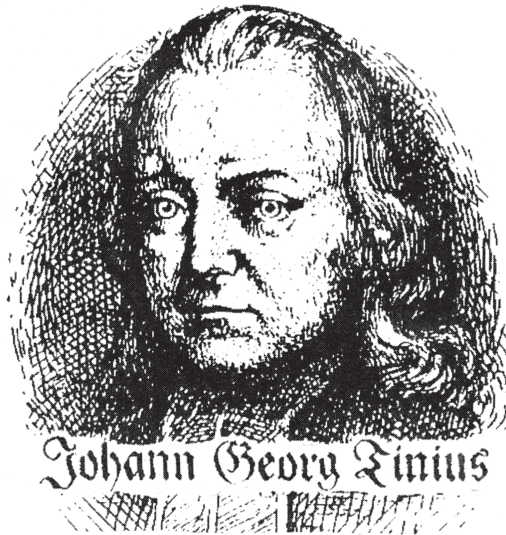
Seine Leidenschaft für die Bücher wird schon während des Studiums geweckt. Er sammelt, kauft, tauscht und verkauft sie in Massen. Seine Bibliothek wächst unaufhörlich. Frau und Kinder leben im Erdgeschoss, er hat sich mit seinen Büchern im oberen Teil eingerichtet. Die Sammelwut wird immer größer, das Geld immer knapper. Er geht zu Versteigerungen, kauft ganze Nachlässe auf. Tinius muss noch eine Scheune dazumieten, um seine Schätze unterbringen zu können. Seine Schulden häufen sich. Die Kirchenkasse ist längst geplündert. Er verlegt sich auf Raub. Als Reisender in Postkutschen bietet der höfliche und charmante Mann seinen Mitreisenden aus seiner Schnupftabakdose an. Aber die Prise wirkt narkotisch, die

Reisenden fallen in Trance. Tinius räumt ihnen nun die Geldbörsen leer. Doch das erbeutete Geld reicht immer noch nicht.

Am 28. Januar 1812 vormittags um 10 Uhr erhält der wohlhabende Leipziger Kaufmann Schmidt Besuch von einem Fremden. Dieser hatte ihn um eine geschäftliche Unterredung gebeten. Der freundliche Besucher bietet dem betagten Kaufmann eine Prise aus seiner Tabakdose an. Der alte Herr ist betäubt, er wird schwer am Kopf verletzt. Am 6. April 1812 stirbt er an den schweren Kopfverletzungen. Der Mörder erbeutet 3000 Taler in Obligationen, die er noch am Tage des Mordes in einer Bank verkauft. Dort tritt er ruhig auf, bleibt über eine halbe Stunde in der Filiale, kehrt sogar noch einmal zurück, um sich eine Quittung über den Verkauf ausstellen zu lassen. Die Leipziger

Polizei kann den Täter trotz umfangreicher Untersuchungen nicht fassen. Ein Jahr später, am 8. Februar 1813, wird Leipzig wieder von einem blutigen Verbrechen erschreckt. Diesmal ist eine reiche Witwe, Kunhardt mit Namen, das Opfer. Sie wird bei der Überreichung eines Bittbriefes in ihrer Wohnung überfallen und schwer verletzt. Sie stirbt zwei Tage nach der Tat an den Verletzungen am Kopf,

die denen des Kaufmanns Schmidt gleichen. Doch diesmal gibt es einen Tatzeugen. Auf der Flucht aus der Wohnung der Witwe trifft der Mörder im Treppenflur auf die Magd seines Opfers. Diese jedoch kennt den Mann von früher. Es ist Magister Tinius.



Nun werden Untersuchungen gegen den Pfarrer eingeleitet. Im März 1814 wird der Prozess gegen ihn eröffnet, der aber erst neun Jahre später, 1823, mit einer Verurteilung enden wird. Denn Tinius leugnet jede Schuld. Er schreibt aus der Untersuchungshaft Kassiber nach draußen, in denen er Zeugen auffordert, in seinem Sinne auszusagen. Dabei macht er einen entscheidenden Fehler. Erst durch einen dieser Briefe an einen Freund, in dem

er diesem riet, was er auszusagen hätte, falls die Ermittlungen auf den Fall des Kaufmanns Schmidt ausgedehnt werden, ist die Justiz auf den Zusammenhang beider Morde gekommen. Man findet bei Tinius' Sachen ein Beil, dessen Form zu den Wunden in den Köpfen seiner Opfer passt. Außerdem taucht eine Liste reicher Leute auf, die der Pfarrer für weitere Überfälle erstellt hat.

Trotz all dieser erdrückenden Indizien leugnet Tinius - er habe mit diesen Taten nicht das Geringste zu tun. Aus diesem Grunde, aber auch wegen vieler ungeklärter Ungereimtheiten, wird er 1823 nur zu 12 Jahren Zuchthaus verurteilt. Allerdings wird ihm seine Untersuchungshaft von knapp 10 Jahren nicht angerechnet, so dass er insgesamt fast 22 Jahre einsitzt. Die schlimmste Strafe aber für ihn ist der Verlust seiner Bücher. Zwischen 40.000 und 60.000 Bände sollen es gewesen sein, andere Quellen sprechen von nur 17.000. Am 5.11.1821 werden die Bücher gerichtlich versteigert. Auch Goethe soll unter den Interessenten gewesen sein.

Nach der Entlassung aus dem Gefängnis ist Tinius ein gebrochener Mann. Er ist jetzt 71, seine Familie hat sich von ihm losgesagt. Seine Gemeinde setzt nur 25 Taler jährlich für seinen Unterhalt aus. Tinius hält sich mit Schriftstellerei über Wasser, mit der er bereits während der Haft begonnen hat. Ihm wird nachgesagt, dass er im Gefängnis aus dem Gedächtnis heraus ein hebräisches Lexikon verfasst hat. Er wandert ruhelos umher, kommt 1840 nach Gräbendorf bei Königs Wusterhausen, wo er bei einem Verwandten unterkommt. Tinius erzählt gern von seinen Büchern, deren Verlust er immer noch am meisten bedauert. Doch Tinius spricht nicht nur gern von seinen Büchern, sondern auch von seinem Prozess. Er sieht sich zu unrecht verurteilt, gibt seine Schuld immer noch nicht zu. Er weist immer wieder auf Widersprüche im Prozess, die nicht gelöst werden konnten. Der ehemalige Pfarrer besucht auch den Gottesdienst, das Abendmahl aber lässt er aus. Hat er doch seine Hände mit dem Blut unschuldiger Menschen befleckt?

Erst auf dem Sterbebett – er stirbt am 24. September 1846 – soll er einem jungen Mädchen die Worte gesagt haben, die eine letzte Beichte sein könnten: „Sehen Sie mich nicht an. An mir ist nichts Gutes, weder außen noch innen. Es ist alles schlecht, alles, alles“.

Jürgen Götz